

Die zweite Zerstörungswelle war gut gemeint

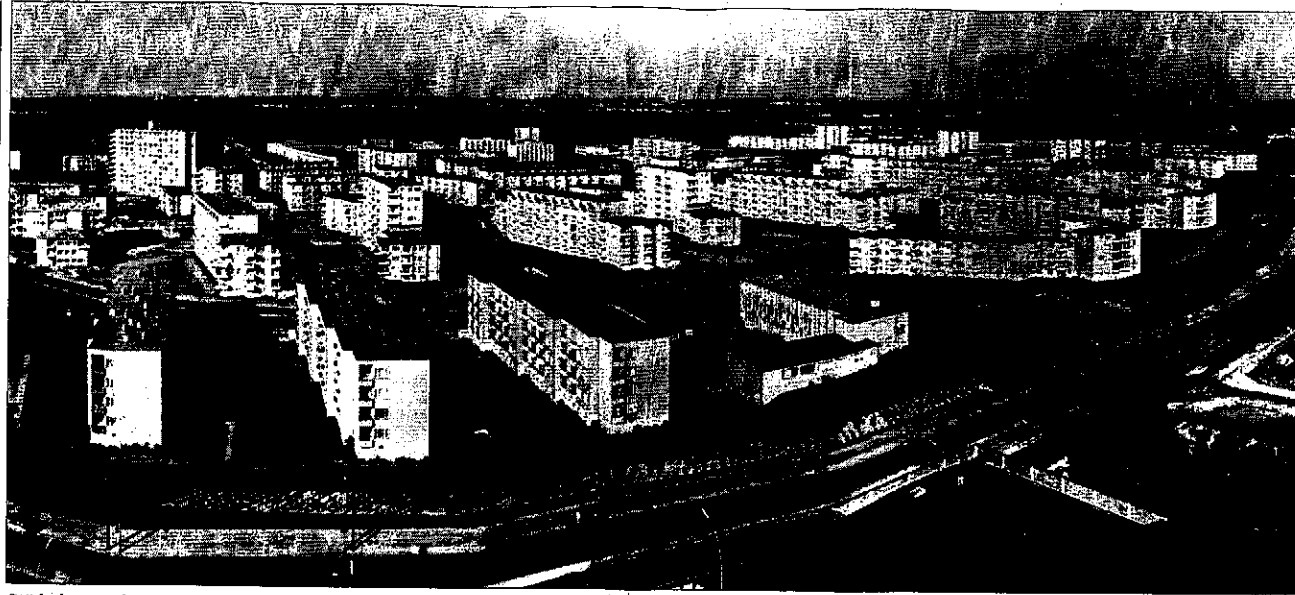
Dortmund oder Heidelberg? Eine Hamburger Debatte über den modernen Wiederaufbau der Städte nach dem Zweiten Weltkrieg

Selbst in einer Gesellschaft, die so viel über künstlerische Probleme debattiert wie die deutsche, gibt es am Ende doch nur eine verlässliche Instanz, die über ästhetische Kontroversen entscheidet, und das ist der Tourist. Dort, wo er hinfährt, ist es schön. Also in Heidelberg, Rothenburg und Neuschwanstein. Das was er meidet, wie Hannover, Dortmund und Chemnitz, kann nur hässlich sein. Geleitet wird der reisende Geschmacksrichter von einer ganz einfachen Kategorie: Nachkriegsmoderne ja oder nein. Überall dort, wo die Kommunen den Wiederaufbau konsequent als luftige, autogerechte Stadt der flachen Dächer und rechten Winkel betrieben haben, kommt der Tourist nur zu Besuch, falls die Kunsthalle Paul Klee, Dürer oder einen Goldschatz zeigt. Der Weg zum Museum dient ihm aber nur zum Anlass, den modernen Städtebau als seelenlos zu verachten.

Verfestigt hat sich auf diesem Wege das Gefühl der sogenannten zweiten Zerstörungswelle, wonach die deutschen Stadtplaner und Architekten nach 1945 erst vollendet hätten, was Bomber Harris' Phosphorstäbchen nicht gelungen ist: die totale Vernichtung von städtischer Heimat. Die kalte, austauschbare und unwirtliche Urbanität, wie sie die deutsche Nachkriegsmoderne als Wiederaufbaudogma hervorgebracht habe, sei demnach die eigentliche Ursache für den traurigen Verlust von Schönheit, Identität und Städtepersönlichkeit.

Eigenlogik, keine Tyrannei

Auf einer Konferenz zum Wiederaufbau nach 1945 in Europa, die jetzt am Hamburger Institut für Zeitgeschichte stattfand, widersprach der Berliner Stadthistoriker Georg Wagner-Kyora nun dieser These vom rücksichtslosen Dogma der Moderne mit dem Begriff der „Eigenlogik“. Die unpersönliche Rationalität, die am Reißbrett mit dem Lineal die neue Stadt entworfen habe, sei keineswegs Tyrannei gewesen. Vielmehr hätten lokale Akteure mit verschiedenen Interessen die Diskussion in ihrer Stadt so beeinflusst, dass jeder Wiederaufbau als individueller Prozess betrachtet werden müsse. In einer an Kontroversen eher armen Wissenschafterversammlung war diese These fast der einzige Anlass für Gerede. Einen Rückfall in Denkmuster des 19. Jahrhunderts sah etwa die Hannoveraner Historikerin Adelheid von Saldern in dem Versuch, die Perspektive vom Allgemeinen auf das Spezifische so zu verla-



Städtebau nach 1945: Was bewirkte mehr Amnesie, die Überwindung oder die Rekonstruktion des Alten? Wohnsiedlung in Charlottenburg-Nord, 1962 Foto: dpa

gern, dass am Ende ein Befund von autonomer lokaler Stadtentwicklung stünde.

In der Summe dieser dreitägigen Tagung entschärfte sich aber auch diese Andeutung eines Konfliktes relativ zügig als falsche Polarisierung. Dass aus der Kontroverse nach dem Krieg zwischen Traditionalisten und Erneuerern, wie Deutschland aus den Ruinen wiederaufstehen soll, die moderne Stadtplanung flächendeckend als Sieger hervorgegangen ist, bestätigte jeder Referent, das ist ein lang bekannter Forschungsstand. Dennoch bleibt der Blick auf die Unterschiede lohnend, gerade unter dem Gesichtspunkt, was aus symbolischen Gründen in einer Stadt bewahrt oder rekonstruiert wurde.

Im europäischen Vergleich etwa zeigen sich doch signifikante Unterschiede. Warschau, so Martin Kohlrausch, wurde nach der kompletten Zerstörung der Innenstadt international zwar für seine konsequente Neubauplanung im Geist des Funktionalismus gelobt. Umgesetzt wurde aber ein hybrides Stadtbau, in

dem das original rekonstruierte historische Zentrum als Ausdruck von nationaler Selbstbehauptung sich mit sowjetischem und internationalem Monumentalismus mischt. Rotterdam dagegen verstand laut Paul van de Laar und Christoph Strupp die Verheerung des deutschen Bombardements unsentimental als Chance und schuf eine Modellstadt der Moderne, in der nur die St. Laurens-Kerk als Erinnerungsmontument verloren herumsteht. Solche unterschiedlichen Wege gibt es auch in Deutschland, etwa zwischen München und Kassel.

Leider krankte diese Konferenz ein wenig daran, dass rund sechzig Jahre nach dem Beginn des Wiederaufbaus offensichtlich nur noch wenig Originelles zu dem Thema ans Licht befördert werden kann. Die Unterschiede zwischen BRD und DDR im Umgang mit der Geschichte, die Brüche und Kontinuitäten zu den Wiederaufbauplänen der Nazis oder der Wandel der öffentlichen Haltung zum modernen Städtebau – der von seinen Akteuren als Ausdruck politischer Läute-

rung utopisch und erzieherisch gedacht war, von den Bewohnern ab den sechziger Jahren aber zunehmend als bedrückend und bevormundend empfunden wurde –, das sind Themen, die bereits ausführlich dargestellt sind.

Kopie und Verdrängung

Lediglich in der Bewertung, was mehr historische Amnesie befördert – die Rekonstruktion des Alten oder seine völlige Vernichtung –, steckt offensichtlich noch kontroverses Potential. Die These des amerikanischen Historikers Andrew Stuart Bergerson, der aus seiner Beschäftigung mit Ifildesheim zu der Behauptung gelangte, der Wunsch nach originaler Wiederherstellung der Fachwerkstadt sei der Beginn einer geschichtsvergessenen deutschen Postmoderne, weckte eine Diskussion über Verdrängungsphänomene. Denn stimmt die unter den Wissenschaftlern einheitlich geäußerte Annahme, der Nachkriegsmensch sei an den Wiederaufbau mit der Haltung gegän-

gen, die jüngste Vergangenheit möglichst schnell zu vergessen, dann war bisher schwer vorstellbar, dass dies auch durch die Wiederherstellung des Alten möglich gewesen wäre. Bergerson aber meint, dass der architektonische Rücksprung in die Vergangenheit vor den Beginn der Katastrophe die gleiche Form psychologischer Abwehr sei wie die radikale Auslöschung und Neuformulierung der Stadtgestalt.

Wie aber hätte ein geschichtsbewusster und gleichzeitig reflektierter Wiederaufbau aussehen können? Vermutlich ist das für eine Historikertagung eine zu spekulative Frage. Obwohl sie gerade in den letzten Jahren von großer Bedeutung gewesen wäre: der Wiederaufbau seit 1989 ist schließlich von der gleichen Kontroverse begleitet, ob das Kopieren von Schlössern, Kirchen und anderen historischen Monumenten ein Akt des Erinnerns oder Vergessens ist. Und die Antwort sollte man vielleicht doch nicht allein den Busunternehmen überlassen.

TILL BRIEGLEB

Mit dem Beistand des Propheten

Harmlose Multikulti-Gags: Sinan Akkus' „Evet, ich will!“

Student Dirk (Oliver Korittke) will um die Hand der schönen Mitstudentin Özlem (Lale Yavas) anhalten. Für den Besuch bei Özlems streng konservativen türkischen Eltern coacht Dirk seinen liberalen Vater (Heinrich Schafmeister): „Du musst sagen: ‚Mit Allahs Erlaubnis und dem Beistand unseres Propheten möchten wir um die Hand ihrer Tochter...‘“ Fragt der Vater: „Muss ich sagen: mit dem Beistand ‚unseres‘ Propheten oder ‚eures‘ Propheten?“ So verstört er seinen Auftritt, und Regisseur Sinan Akkus bastelt daraus einen seiner *running gags*.

Der Zeitgeist will, dass Multikulti-Themen im aktuellen deutschen Kino gern in Komödienform behandelt werden, und zwar in einer Vermiedlichung, die das kulturell Andere zur Folklore und tief wurzelnde Ressentiments zu charakterlichen Kauzigkeiten verdünnt. Solcherart hergerichtet kann man derzeit den italienisch-deutschen *culture clash* in „Maria, ihm schmeckt's nicht“, den iranisch-deutschen in „Salami Aleikum“, und den türkisch-deutschen nun in „Evet, ich will!“ besichtigen. Freilich hegen diese Komödien im Sinne der Völkerverständigung alle nur die besten Absichten.

„Evet, ich will!“ erscheint wie der Pilotfilm für eine TV-Vorabendserie und versammelt vier Geschichten, deren Zündstoff zu freundlich verpuffenden Gags verarbeitet wird. Da gibt es den schwulen, türkischstämmigen Kfz-Mechaniker, der von seinem deutschen Freund zum Outing angehalten wird; den heiratswilligen türkischen Onkel, der nach einer Frau mit deutschem Pass sucht; oder den Studenten Dirk, der sich notfalls, um von seinen Schwiegereltern in spe akzeptiert zu werden, auch beschneiden lassen würde.

Als Zuschauer ohne Migrationshintergrund stellt man verwundert fest, dass Sinan Akkus die Konflikte zwischen liberalen und fundamentalistischen Positionen so zeigt, als hätte es hierzulande niemals eine Auseinandersetzung um patriarchalische Familienstrukturen gegeben. Akkus bedient die fortwährend augenzwinkernden Multikulti-Heiterkeit zwar routiniert, aber seine Figuren sind solche Klischee-Konstrukte, das kein wirkliches Interesse an ihren Schicksalen erwachsen kann.

RAINER GANSERA

EVET, ICH WILL! Deutschland 2008 – Buch und Regie: Sinan Akkus. Kamera: Peter Nix. Mit: Lale Yavas, Oliver Korittke, Idil Uner. Maxximum, 94 Minuten.